

## DIE SONETTE VON DER VERGÄNGLICHKEIT

von

WERNER MANHEIM

Fort Wayne, Indiana

### WIDMUNG

Der Wind rauscht durchs Feld.  
Es raschelt das Blatt.  
Und schön ist die Welt.  
Gar fern ist die Stadt.

Der Vogel im Baum,  
Er singet vom Leben,  
Er kennt nur den Traum.  
Von Ängsten wir beben.

Wie könnte man doch  
Wie der Vogel im Baum  
Vergessen das Joch  
Und schwingen im Raum.

### NATUR

II

I

#### DIE ROSE

Von wanne dringt sie her, die Rose?  
Ist sie Seiendes, ist sie wahr?  
Ist ihr Lied des Duftes bar  
In den Blättern, die nur lose?

Sind die Knospen, die so steten,  
Heimisch in dem Blumenall?  
Ist ihr samenroter Hall  
Form und Sinn und Pfad und Beten?

Die Rose, das Du, vernimmt wohl das Sein,  
Entspannend das Ich im Drängen nach Taten,  
Die kreisend-berauschend zerflattern im Schein.

Das Dauernde, das bewahrt im Stein,  
Wird Atem und Leben in Rosensaaten  
Im Kelche des Duftens in dinglichem Sein.

#### ROSENFORM

Im Blütendienste stand die Rose.  
Gefangen ward sie im Entduften.  
Erringt die Höhen; fällt in Gruften.  
— Das Sein in Formen ist nur lose.

In Kelch und Blatt bläst die Natur  
Die Sinnesfreude und das Werden.  
Behaftet mit dem Gut der Erden  
Entfaltet ihrer Schönheit Spur.

Im ihrem Wachsen ist das Wahre,  
Das Stete von dem Einen Funken.  
Beim Anblick ist sie wohl versunken

Ins Land, das jenseits aller Träume,  
Wo nie vergehen Jahr um Jahre,  
Wo Seiendes umfasst die Räume.

III

REGEN

Es prasselt der Regen.  
Die Luft ist grau.  
Im Tal, auf der Au  
Die Winde fegen.

Es nebelt sehr dicht.  
Der Frühling vergossen,  
Die Blumen geschlossen,  
Entfärbt, selbst im Licht.

Im Herzen der Regen,  
Er fällt ohne Ende.  
Die Tränen bewegen.

Doch stumm wie die Wände  
Den Schrei, der erlegen,  
Erstickt auch der Regen.

IV

DER SCHMETTERLING

Farbenduftend kreist,  
Steiget hoch hinan.  
Ist durch Ihn im Bann,  
Der ihm Richtung weist.

Schmetterlings Geschick  
Schlägt, erfüllt vom Schönen.  
Seine Schwingen tönen  
In des Himmels Blick.

Kann der Mensch so werden?  
Kann sein Selbst er heben  
Über sein Erleben?

Sich enttun der Erden?  
Kann im Sein er wandern  
Unbewusst des Andern?

V

DER TIGER

(Nach dem Gemälde von H. N.)

Gelb-schwarz gestreift  
Im Käfig das Tier.  
Das Auge stier,  
Im Kerker gereift.

Der Samtpfoten Gang  
Von Welten die Kluft,  
Entwöhnet der Luft,  
An Stäben entlang.

Von Freiheit er träumt,  
Von Liebe und Wald.  
Sein Brüllen verhallt.—

Am Rande er säumt.  
Noch einmal er wirbt.  
Kein Echo kommt.  
Und er stirbt.

VI

ABENDSTIMMUNG

Abend kommt und rosa Glimmen,  
Goldverflochten letzte Leuchten,  
Die wie Schaffensruhe deuchten.—  
Unbestimmt die Wolken schwimmen.

Eines Baumes Schatten weht  
Traurig in dem Dammerschein,  
Singt die Melodie allein,  
Die kein anderer versteht.

So ist einsam auch das Lied  
Dessen, der den Tag bedenkt,  
Der von seinen Freunden schied

Und auf Unbestimmtes lenkt.—  
Nährt des Abends müder Sang  
Morgen noch des Lebens Trank?

VII

WOLKEN

Stetig wechselt Wolkenschein.  
Die Bewegung ist ihr Streben.  
Ist ein unentwegtes Weben.  
Andersartig ist der Stein.

Auch die Wogen aller Meere  
Singen, wiegen, tanzen, türmen,  
Brausend auch sie aufwärts stürmen  
Oder stürzen in die Leere.

Könnte sich der Mensch bezwingen,  
Sich im Werden übersteigen,  
Nicht wie Bäume sich verzweigen,

Sondern Ziel sein und Gelingen.  
Gleiche er dem Wolkenwerden!  
Suchend sei sein Ziel auf Erden!

IX

ENTSCHWUNDENE FARBEN

Rauch weht weissgrau  
Vor den Bäumen.  
Und wir säumen  
In der Schau.  
Denn belegt  
Des Lebens Farben,  
Die da starben  
Unbewegt.

Wo die Ziele,  
Wo das Bangen?  
Sänge viele,

Die da hängen  
Wertlos. Windet  
Leben. Schwindet.

VIII

NIEDERGANG

Wasser türmen, stürmen Wellen.  
Wolken streben, weben.  
Tropfen Quellen  
Nieder.

Blumensaat, Taten sterben.  
Bäume singen, ringen  
Regen. Kerben  
Lieder.

Menschenträume Räume füllen.  
Übermasse tragen, ragen  
Hoch empor. Entsinnen,

Rinnen langsam nieder.  
Leben ward.

In Todesfragen  
Fallen Hüllen.

X

SOMMERMELODIE

Gelbe Töne summen leise.  
Eine Fliege surrt am Glase.  
Auf dem Tisch die leere Vase.  
Von den Wassern rauschen Kreise.

Häuserreihen in den Weiten,  
Silberweiss sie spiegeln Wellen,  
Deren Schaumeskämme quellen,  
Träumend sich im Nah'n verbreiten.

Diese Stille und der Frieden  
Schlafen wiegend das Erfüllte  
Ihres Seins. Denn sie vermieden

Rausch und Lärm. Doch es geschähe,  
Dass am Meer der Schrei der Krähe  
Ruh und Glück dem Mensch verhüllte..

XI

HOLLAND

Klumpen da von Kühen weiden,  
Braun gefleckt auf grünen Matten.  
Einst der Wasser Mächte hatten  
Grösse. Waren doch des Meeres Scheiden.

Und die Mühlen stehn und sinnen,  
Ihre Flügel lahm gelegt,  
Wenn nun kaum vom Wind bewegt  
Ihre Dienste stumm verrinnen.

Die Kanäle in den Städten  
Trugen einst der Schiffe Lasten.  
Atmen spiegelglatt und rasten,  
Gleich im Kleid geplatzen Nähten.

Denn die Wasser, die behende,  
Wenn sie Menschen Werk verbinden,  
Sterben, wenn die Pflichten schwinden.—  
Mensch bereitet so ihr Ende.

**DER MENSCH  
UND DIE WELT**

XII

NATUR UND MENSCH

Wellen zischen schaumgekrönt,  
Blaugrün sind sie formverzerrt;  
Gefüllt, sind sie auch schon entleert.  
Lärmend wird der Mensch gehöhnt.

Winde krachen Bäume ab,  
Schwarz-verdorrt gespalten.  
Erdaufwand entfaltet  
Gramerfüllt das Grab.

Der Mensch dünkt sich erhaben,  
Gebildet, bedeutend, gelehrt,  
Wird jedoch träge im Traben.

Natur hat ihn furchtsam beschwert.—  
Verstummt in Ängsten er kriecht,  
Vor der Fülle ein Nichts. Er versiecht.

XIII

NATUR UND KUNST

Es rührt der Bach und singt der Stein.  
Des Baumes Rinde empfängt den Strahl  
Die Sonne erfüllt. Kennt keine Qual.  
Und ändert, was erscheint im Sein.

Der Mensch steht daneben, versucht vergebens  
Das, was geformt ist, zu halten und ehren.  
Verkennt, dass das Schöne nimmer kann währen.—  
Bestehen kann nur die Bewegung des Lebens.

Was solide der Mensch gebaut,  
Ist das Schöne, vereint aus Zweiheit.  
Was im Kunstwerk in Stein er haut,

Ist ein Festes in Raum und Zeit.—  
Doch könnte dies Werk im Nu verbluten  
Durch Macht des Windes, des Feuers, der Fluten.

XIV

DIE MASCHINE

Die Strasse ziehet lang und grau.  
Die Häuser sind jetzt Sorg und Angst.  
Verdorrt die Gärten. Denn kein Tau  
Benetzt das Leben, wo Du bangst.

Die Saat ist trocken, krumm der Baum.  
Verwirrt und grässlich ist die Luft.  
Es gibt nicht Freud noch Blumenduft.  
Im Lärm der Welt Du atmest kaum.

Die Menschen Kriegen und vernichten.  
Abhanden ist der Sinn zum Leben;  
Sie Arbeit ohne Müh verrichten.

Verloren ist die Macht zum Geben.  
Der Wille nur noch zum Empfangen.  
Maschine hat das Tun gefangen.

XV

DER MASCHINEMENSCH

Das Haus ist vergessen,  
Die Freude entfernt.  
Mensch ist vereinsamt  
Im Sein und im Sterben.

Vergessen sein Werben.  
Sein Werk unbenannt.  
Und hat nicht gelernt,  
Vom Leben zu essen.

Der Wille ist fahl.  
Das Singen verstummt.  
Das Herz ist wie Stahl,

Das Sinnen verdimmt.  
Die Gegenwart nur.—  
Und Sieg der Natur.

## XVI

### UNVERSTÄNDNIS

Auf dem Markte des Lebens schreit da der Zorn,  
Vom Hass erfüllt und der Liebe bar.  
Gegen Gefühle, die gut und wahr,  
Die 'sucht, aus Lüge und Wahn gebor'n

Preist da die billigste Ware an,  
Die vom empfangsamen Mensch genommen.  
Auch in Verblendung er kann nicht entkommen  
Diesem Zerfall, der an ihm getan.

Wollen sich Menschen mit Schuld belasten,  
Brauchen sie nur hinaus in die Gasse,  
Ohne zu wissen, ohne zu tasten,

Ohne zu denken. Wie die Masse  
Sie dem Gehalt des Seins entgehn;  
Denn die Wahrheit sie nicht verstehn.

## XVII

### JETZT

Häuser wogen, und sie halten  
Herz n, die mit Teer verklebt.  
Jeder ist danach bestrebt,  
Sinn und Ziele auszuschalten.

Einzig ist es der Genuss.  
Ohne Geben, ohne Schenken  
Jeder seinen Weg will lenken,  
Den ein anderer meiden muss.

Wo ist Ziel, wo ist Gefahr?  
Wo die Werte, die man kannte?  
Wo die Künste, stark und wahr,

Die man einst das Leben nannte,  
Nicht Vergnügen, wie es jetzt  
Glauben, Liebe, Gott verletzt.

## XVIII

### DER KNECHT

Menschenströme lautlos fließen  
Unter dunklen Wolken hin.  
Starr die Augen, sturr der Sinn,  
Nicht von ihrem Weg sie liessen.

Dröhnen um sie laut Sirenen,  
Und Maschinen donnern, kreischen;  
Diese nun nach Mächten heischen,  
Sieger sich und Zukunft wähen.

Also Mensch verliert die Kraft,  
Die in Fülle ihm gegeben,  
Und nicht mehr ihm Glauben schafft,

Gibt ihm nicht sein eignes Recht.—  
Zwischen Geist und Schöpfung klafft  
Der Genuss. Man wird zum Knecht.

## XIX

### DER ZEITGEIST

Blätter rauschen sanft im Wind;  
Mond steht grell im Sternenfeld.  
Tief im Schläfe liegt die Welt.  
Kinder ungetröstet sind.

Denn die Träume, die sie hegen,  
Nicht die Hoffnung ihnen bringen,  
Nicht von Zukunft ihnen singen.  
Schwer sich Ängste auf sie legen.

Ist da noch ein Ziel gesteckt  
Für aen Geist, der weiter sucht?  
Fragt man, was der Mensch bezweckt,

Wenn er nichts als Wahnsinn sucht  
In der Welt, die ihn erfasst,  
Die er liebt und die er hasst.

XX

DIE FABRIK

Eine Barke schwebet blau  
In der Ferne, wie ein Schatten.  
Lüfte goldgetränkt und lau  
Über Hügeln, grünen Matten.

Doch daneben brauner Rauch  
Färbt des Himmels Blau in grau,  
Sendet Qualm und Nebelrauch  
Von gespensterhaftem Bau.

Grüne Blätter weiss bedeckt  
Von dem nassen Schmutz der Strasse  
Was lebendig, sich versteckt. —

Wie die Luft, im selben Masse  
Ist der Mensch, ist wie das Laub  
Schmutzbedeckt.

Und wird zu Staub.

XXI

DIE ENGE

Die Barke schwebt.  
Es blaut die Luft.  
Und Rosendurft  
Die Nacht belebt.

Es bellt ein Hund.  
Ein Tritt verhallt.  
Sonst nichts erschallt.  
Es hängt die Stund'.

Ein Mensch da steht.  
Und Warten ist,  
Wenn Morgen weht.—

Doch Zukunft drängt,  
Wenn eingeengt  
Im Ich Du bist.

XXII

DIE ALTE STADT

Im Jubel der Grosstadt stehn die Gebäude,  
Sie ragen, von Meisterhänden gegossen  
Und sind in ihren Träumen verschlossen;  
Verronnen ist ihnen der Mut und die Freude.

Sie waren Erbauung und wachsendes Wissen,  
Entströmten die Kunst und der Meister Gedanken.  
Da war nur Erleben und nimmer ein Schwanken,  
Dem Lärm des Alltags behutsam entrissen.

Dieselben Kirchen und Schlösser und Gärten,  
Von Kriegen versehrt und wieder erstanden,  
Durch Nöte, Hunger, Vernichtung währten.

Doch was die Menschen von heute erfanden  
In Lärm, Betäubung, Verschwärzung und Not,  
Bereitet dem Stolz und dem Adel den Tod.

XXIII

DER JÄGER

Schäumend drängt der Quell im Wald.  
Säumend steht das Tier daneben,  
Trinkt es von dem sprudeind' Leben,  
Das da frisch von Klippen wallt.

Glaubt der Jäger zu besiegen,  
Raubt er der Natur das Echte;  
Denn nicht Rechte sind die Mächte,  
Die er nimmt in seinen Kriegen.

Denkt er nur an den Gewinn,  
Wenn er stets in Wut vernichtet,  
Und doch nimmer mehr verrichtet

Als ein Morden ohne Sinn.  
Die Natur will er erhellen.—  
Aber einst wird sie ihn fällen.

XXIV

DIE BÜHNE

Zweiheit ist's, wo Bühne-Welt  
Sich begegnen im Theater,  
Wo der Spieler Sohn und Vater  
Unbewusst in sich enthält.

Wo die Welt ist eingerahmt  
In den Massen der Kulissen,  
Von dem Draussen abgerissen,  
Eine Welt noch unbenannt.

Und das Publikum im Raum  
Plötzlich in des Saales Bann  
Ist noch an der Wahrheit Saum;

Kennt nicht mehr das, was gewesen,  
Doch noch nicht das Wie und Wann  
Der Gestalten, die jetzt wesen.

Kein Ziel ist diesem Tanz bestimmt.  
Leben rauscht in dieser Fülle.  
Im Sprung nur lose ist die Hülle.

In der die Kraft des Feuers glimmt.—  
Aber die Gestalt verrinnt,  
Wenn im Tanz die Form beginnt.

## MUSIK

### XXV

#### ORPHEUS

Orpheus gibt. Und tröstet das Licht,  
Verbreitet die Kunde von Singen.  
Es hören die, die vom Alltag sich schwingen  
In Farbe, Duft, Musik und Gedicht.

Orpheus deutet und trifft den Tag.  
Er greift sicher die Saiten.  
Diesseits jedoch. Nicht die Weiten  
Sind ihm vertraut. — Finsternis lag.

Sucht da vergebens das Dunkle der Nacht.  
Steigt ins Unersehbare nieder,  
Der Geliebten verstummt sind die Lieder.

Hoffend holt er von Todes Macht  
Den Schatten des Lebens herauf ans Licht.  
Er zagt und singt.

Doch die Zweiheit zerbricht.

### XXVI

#### DER TÄNZER

Tanzberauscht den Chaos er zähmt.  
Raum bäumt sich in Formen auf.  
Bildner aus Rhythmus, Musik. Im Lauf  
Festes wird unstet und beschämt.

Er wächst, und im Sprunge er schwebt,  
Entwindet sich so der Erden Schwere,  
Schwingt sich in unbekannte Leere.  
In ständiger Freude aufwärts er strebt.

## XXVII

### MUSIK

(Chopin)

Beinah' lautlos in der Fern'  
Wiegt sich eine Welt von Tönen,  
Sich der Sinne sie entwöhnen  
In dem Weben um den Kern.

Jenseits Denken Melodie,  
Sprechen, das man jeweils stimmt.  
Hörer, der den Klang vernimmt,  
Träumt die Antwort jetzt und nie.

Rauschend füllen sich die Weisen.  
Rhythmisch wiederkehr'n im Nu,  
Um im selben Schwung zu kreisen

Zwischen Spannung, Hast und Ruh,  
Zwischen jähem Sturz und leisen  
Klängen, Sprache zwischen Ich und Du.

## XXVIII

### MUSIK

(Beethoven)

Harmonien sich da türmen,  
Dissonanzen quälend streben,  
Sich um Melodien weben,  
Um in Form emporzustürmen.

Als Kontrast die Saiten klingen,  
Melodien sich entfalten,  
Können Raum und Zeit nicht halten,  
Klänge, wenn sie schon verringern.

Aus dem Chaos formgezwungen  
Werden Töne. Sie verlassen  
Räume, die sie schon durchdrungen,

Um dem Chaos zuzufliessen  
Und dann wieder aus den Massen  
Sich vom Meister formen liessen.

## XXIX

### UN-MUSIK

Weiss' und blaue Perlen tönen.  
Zwischenräume sind. Die Pause  
Kann sich in des Klanges Hause  
An die Stille nicht gewöhnen.

Wenn sich aneinander ketten  
Töne, die sich schroff ergaben,  
Die an ihrem Sein sich laben,  
Sich ins Meer der Zeiten retten.

Dann beginnt der Geist zu raten.  
Soll Musik mit ihrem Wehen  
Dir erfüllen Deine Taten?

Soll Musik Dich unterhalten,  
Dich ermuntern im Geschehen,  
Dir den Alltag neu entfalten?

## XXX

### UNGEHÖRTE MUSIK

Tönt Musik. Und niemand lauscht  
In den Räumen, die ganz offen.  
Klänge, wie ein Regentreffen.  
Niemand hört den Sang, der rauscht.

Bildner formt aus Lehm den Ton.  
Niemand sieht der Schönheit Kraft.  
Selbst was er in Farben schafft  
Nimmer ist gekrönt mit Lohn.

Verfliegen ist der Menschen Traum,  
Gewissen, Mut, Gefahr und Kraft  
Sind hin. Es bleibt nur Zwischenraum,

Der unsterblich von Geburt bis Tod,  
Wenn sinnlos Mensch ist hingerafft;  
Denn unbekannt sind Wort und Not.

## XXXI

### DIE ZWEI WELTEN

Aus der Ferne tönt ein Lied.  
Und die Klänge man vermied.  
Doch zu schön ist der Ertrag,  
Zuzuhören man vermag;

Daher ist's, dass zweier Welten  
Eine hat die Übermacht.  
Es ist die, die kreischt und lacht,  
Doch die zweite hört man selten.

Wäre es uns doch beschieden,  
Dass in seiner Wahl man fühlte,  
Wie ein Schrei die Sinne kühlte.

Wieviel besser, man vermiede  
Diese Leere, und man wählte,  
Was das Lied der Fern' erzählte.

## DES MENSCHEN ERFÜLLUNG

## XXXII

### DER TRAUM

Ich träumt', ich wäre verschwunden,  
Versunken in ewigem Grunde.  
Ich fühlte nicht mehr die Stunde.  
Erleichtert und ungebunden.

Doch war es die Nacht ganz fahl,  
Nicht länger aufs Licht mehr bezogen.  
Entwurzelt, doch ungelogen.  
Im *Nehmen* war da die Wahl.

Erwachend die Frage drängt:  
"War es der Traum, der wahr?"  
"Ist das Erwachen beengt?"

"Welches von beiden ist Leben?"  
Nicht sicher, ob's ist oder war.  
Vielleicht ist's erkennbar im *Geben*.

XXXIII

DER PFAD

1

Denken ist's. Der Knabe sprach.  
Hoffnung, Wille, Tun ihm sind.  
Übergross die Jahre. Lind  
Die Müh. Dem Opfer nach!

Wächst Bereitschaft stetig neu,  
Ungewiss das Ziel. Jedoch der Pfad,  
Den er sucht und dem er naht,  
Ist ihm Liebe, Mut und Treu.

Doch es ist die Welt des Andern,  
Den im Rausch er nicht erkannte,  
Der den Weg vertritt im Wandern;

Denn das Ziel, das ungenannte,  
Ist ein Greuel; denn er lebt  
Ohne Ahnung.

Morgen webt.

XXXIV

DER PFAD

2

Dass der Mensch im Weitergehen  
Innehält. Und stellt die Frage,  
Ob die Gaben, die er trage,  
Ihm nicht nutzlos widerstehen.

Folgt er wirklich seinem Pfade?  
Ist der erste Schritt der rechte?  
Dass er nur das Künft'ge dächte  
Und die Schuld nicht auf sich lade!

Denn zu häufig sind die Masse  
Leicht gelöst, weil unerkant.  
Alles, was nicht schon benannt

Auf den Plätzen, auf der Strasse,  
Bleibt dem heut'gen Mensch verborgen;  
Denn ihn ängstet schon das Morgen.

XXXV

PASCAL

Erde, Sterne unermesslich,  
Mensch gering im Sonnenstrahl.  
Himmelskörper ohne Zahl,  
Und das Wunder unerlässlich.

Doch da ist das kleinste Wesen,  
Blut und Glieder ganz vollkommen.  
Von der Grösse ganz benommen  
Will man in der Gottheit lesen.

Das Schilfrohr bieget sich im Wind,  
Geschneidig von Natur erregt.  
Derselbe Wind, wenn er auch lind,  
Kann fällen auch den stärksten Baum.  
Ein Atem, der noch kaum bewegt,  
Vernichten kann er Mensch und Raum.

XXXVI

DIE FRAGE

Wolken ziehen müde hin.  
Es ist Abend. Und die Tränen,  
Die sich unbesungen wähen,  
Atmen ihren eignen Sinn.

Wo des Lebens müde Tage  
Fliesen wie die Wolkenballen,  
Die zerfetzt dem Strom entfallen,  
Da ist Angst und bange Frage.

Schliesst das Ende sich im Nu?  
Ist der Tor nur ein Erwachen?  
Sind es Sonnen, die vergehen?

Können Lichter sich entfachen  
In dem Dunkel und bestehen?  
Ist da noch ein Ich im Du?

XXXVII

DIE TAT

Wenn in diesem grossen Dunkel  
Eine Tat wird eingefasst,  
Wird sie dauern in der Hast?  
Wird's ein Funken, Licht, Gefunkel?

Niemand weiss, wie weit die Masse,  
Die, wie Steine's Wurf im Teiche,  
Wogen fern in die Bereiche  
Einer ausgeprägten Strasse.

Sind es Wellen, die sie hüllt,  
Diese Tat? Wenn sie gesendet  
Ihren eignen Sinn erfüllt?

Denn wie winzig auch die Tat,  
Wie das Schicksal auch gewendet,  
Gibt sie Willen, Ziel und Pfad.

### XXXVIII

#### ERINNERUNG

Und ein Gestern strömt hinan,  
Doch der Kern lässt sich nicht fassen.  
Was gewesen und verlassen,  
Wiederkehrt, verändert dann.

Ist's die Geste, die gewinnt?  
Ist es Farbe, Duft und Ton,  
Die man glaubt zu halten schon?  
Doch im Werden es zerrinnt.

Mensch verdammt ist zu vergessen,  
Was im Nu er hat erfahren.  
Was bestimmt war und gemessen,

Ist verloren mit den Jahren.—  
Im Erinnern dann und wann  
Mensch das Nu beschwören kann.

### XXXIX

#### GESCHEITERT

Man suchte die Züge im grauen Gesicht,  
Die Frische und Farben vergangener Zeiten,  
Das forschende Auge und Vorbereiten  
Auf Leben, Streben und Gedicht.

Doch was er fand, war bitteres Kosten  
An Wünschen, die er nicht gemeistert,  
An Worten, die ihn nicht begeistert,  
Und eine Welt verrammt mit Pfosten.

So häufen sich verstimmt die Jahre  
Und alle Klarheit ist verronnen,  
Vollendet nimmer, was begonnen.

Verkannt, gescheitert ist das Wahre.  
Elan der Jugend währte kaum.  
Die Wirklichkeit besiegt den Traum.

### XL

#### DIE BARKE

Eine Barke säuselt leise,  
Duttet in der Welle Klang.  
Weltentfremdet ist die Reise  
Von der Zukunft ist der Sang.

Und der Wind trägt goldne Töne,  
Bläst die Segel in die Weiten,  
Malt am Horizont das Schöne,  
Um Messias zu bereiten.

Welt muss dann sich übersteigen,  
Sinnend ihren Alltag tragen,  
Die Gewohnheit überragen,

Innehalten in dem Reigen  
Des Geübten. Und im Wagen  
Sich der Gottheit würdig zeigen.

### XLI

#### DIE LAST DER WELT

Und jeder trägt die Last der Welt.  
Ist es die Blume, deren Duft  
Im Beten schwängerte die Luft;  
Ist es die Geste, die entfällt.

Ist es das Tier, das ängstlich kauert;  
Ist es der Stein, umspielt von Wogen;  
Sind es die Wolken, wenn sie zogen  
Im Winde, wenn es Menschen schauert.

Denn alle sind der Welt ergeben,  
Der sie sich opfern jede Stunde,  
Hörend ihr mit ihrem Leben.

Den Lauf sie ändern jeder Kunde.  
Denn die geringste der Gebärden,  
Sie werden *Sein* in ihrem *Werden*.

XLII

DIE MAUER

Aber innen sind die Tore versperrt.  
Und die Mauern stehen dick verdrossen.  
Umsonst die Tränen, die vergossen  
Und Töne ungehört-verzerrt.

Für den, der sucht, sie beten, klingen  
Und wollen zu des Andern Sein;  
Jedoch der Widerstand im Stein  
Zerstört das Zueinander-Schwingen.

Im Hören ist die Welt gehemmt,  
Im Geben ist der Mensch verstockt,  
Im Lauf für sich er hält und stemmt.

Den eignen Atem nur er hört.  
Was immer ihn von aussen lockt,  
Wird unterdrückt, wenn nicht zerstört.

XLIII

GEDANKEN

Es wanket der Wind,  
Das Sinnen geht sacht.  
Im Düstern der Nacht  
Gedanken sind.

Sie türmen, sie fallen,  
Sie drängen und lassen,  
Sie lieben und hassen. —  
Im Weltall verhallen.

Wie winzig der Funken,  
Der segnend belebt,  
Im Wachsen und Dasein

Ermunternd er schwebt. —  
Zwischen Wahrheit und Schein  
Ist Wesen versunken.

XLIV

DIE ZWEITE WELT

Abermals ein Gott erschuf  
Diese Welt, die wüst und träge,  
Dass im Abgrund sie dann läge,  
Dem entspringen kann kein Ruf.

Welt, die einstmals war geworden.  
Ist durch Menschenhand gestorben.  
Wille, Ziel und Frucht verdorben.  
Nichts als Stehlen, Zwist und Morden.

Ist vom bösen Trieb erhalten,  
Dem die Richtung ist abhanden.  
Denn im Wirbel sind Gewalten,

Die das Gute kaum gestalten.  
Doch im Nebel sie verschwanden,  
Diese Triebe, die erkalten.

XLV

EINHEIT

Fragen säumen sich und ragen,  
Schäumen jenseits. Alles Sinnen  
Muss im Endlichen gerinnen.  
Qualen muss der Mensch ertragen.

Denn er will sich übersteigen  
In dem Ringen nach dem Vollen.  
Da ist Trauer in dem Wollen;  
Denn er muss vor Gott sich neigen.

Denn sein Drängen ist zu binden  
Und im Weltall das zu finden,  
Was im Irdischen abhanden,

Wo in Zeit und Raum verschwanden  
Ich und Du, die *Eins* erstreben,  
Das nur Trennung ist im Leben.

XLVI

DER WURF

Du wirfst den Stein in einen Teich.  
Das Wasser kräuselt und formt Ringe,  
Die sich erweitern. Dass es bringe  
Vom Wurf das Neue, wert und reich.

Kann man enträtseln diese Kunde?  
Sie, die im Wachsen dann vergeht,  
Im Werden schon die Früchte mäht,  
Im Seienden verliert die Stunde?

So ist des Menschen Werk und Inhalt.  
Er füllt den Äther dieser Erden.  
Mit seinen Taten widerhallt

Der Kreis, den er erfüllt im Werden,  
Der dann verblasst in seinen Weiten. —  
Doch ändert sich der Pfad der Zeiten.

XLVII

SCHICKSAL

Der Himmel, der nun schwarz verhängt,  
Ist trotz der Massen, die ihn plagen,  
Bleibt trotz der Schwere und der Klagen  
In seinem Können unbeengt.

Die Wasser, die vom Winde steigen,  
In ihrem Türmen unbezogen  
Auf das, was kennbar eingewogen.  
Und ist kein Wissen um dies Schweigen.

Das Wollen, der Natur gegeben,  
Ist fern der Ordnung, die bezweckt,  
Die Mensch sich als sein Ziel gesteckt.

Denn was er fühlt in seinem Leben,  
Erfährt er von des Schicksals Klängen,  
Die ihn in ihre Obhut zwingen.

XLVIII

DIE ZEIT

Und die Zeit voll Tücke schreitet,  
Samtnes Raubtier auf der Jagd,  
Nicht nach Herkunft, Gaben fragt.  
Von Geburt den Tod bereitet.

Doch dem Menschen ist ein Glück:  
Denn im Sein ist ihm gegeben  
Zu vergessen, dass im Leben  
Stets der Tod ihm nimmt ein Stück.

Dass vom Leben geht zum Tod  
Diese eingengte Hülle,  
Ist im Sein des Menschen Not.

Ob vielleicht vermehrte Fülle  
Reicht vom Tod zum Wiedersein?  
Ruhe dort wie sie im Stein?